



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.) 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

4.



Wochenlang war ich hoffnungslos, dem Tode nahe. Der vom Fieber zerrüttete Körper wurde durch die Überfülle von Medizin, die man nach damaliger Art, Erkrankte zu kuriren, mir reichete, noch mehr geschwächt. Endlich aber erschöpfte sich die Kraft des Fiebers, und ich begann langsam zu genesen. Nicht unbedeutend gewachsen, aber zum Skelett abgemagert, mit fast haarlosem Haupt verließ ich das Lager. Mühsam nur konnte ich mich an Tischen und Stühlen fortgreifen, um mich aufrecht zu erhalten. Ich mußte von neuem gehen lernen.

Diese schwere Niederlage äußerte ihre Folgen auf meine Natur wie auf meine ganze fernere Entwicklung. Es blieb nämlich auch nach völliger Genesung eine unverkennbare Nervenschwäche in mir zurück, die sich weder durch Vorsicht noch durch allerhand zu allmählicher Kräftigung angewandte Mittel beseitigen ließ. Diese Schwäche machte sich am meisten bemerkbar durch schreckhaftes Wesen, durch die Neigung, mich von allem Lärm möglichst fern zu halten, und durch Schlaflosigkeit. Letztere Erscheinung war jedenfalls die bedenklichste in so junglichem Alter. Der allgemeine Schwächezustand mußte durch den fort dauernden Mangel an kräftigender Nachtruhe immer neue Nahrung erhalten, und das peinliche schreckhafte Wesen, vor dem ich mich selbst fürchtete, trat immer beängstigender auf.

Noch heute gedenke ich schauernd jener endlosen Winternächte meiner Kindheit, in denen ich mit geschlossenen Augen, vor Angst zitternd, in einen Knäuel zusammengeballt, wach in meinem Bette lag, während alle Geschwister um mich her sich der beglückenden Wohlthat des sanftesten Schlafes erfreuten.

Von Vater und Mutter hörten wir Kinder ja so oft, daß Gott ein liebevoller Vater sei, der die Bitten seiner Kinder gern und gnädig erhöere. Und weil ich mir in der entsetzlichen Angst meines Herzens nicht mehr zu helfen wußte, so sagte ich alle die kleinen Gebete und Sprüche her, die ich von der Mutter gelernt hatte, hielt die Hände über der heißklopfenden Brust so fest gefaltet, daß sie mich schmerzten, und flehte unter strömenden Thränen um Schlaf. Aber wie lange und inbrünstig ich auch bat, Gott erbarmte sich des betenden Knaben nicht, und mir wurde in dem unfreundlichen, kalten Schlafzimmer, an dessen weißgefaltete Wände die unruhig flackernde Nachtlampe gespenstische Schatten malte, die sich in meiner Phantasie zu grinsenden Kobolben verwandelten, so unaussprechlich bange, daß ich mir in jenen qualvollen Nächten sehr oft den Tod gewünscht habe.

Leider war die Lage unsers Hauses ganz dazu geeignet, von Furcht ergriffene Gemüther in immer größere Angst zu versetzen. Das Pastorat, ein altes, sehr geräumiges, aber auch sehr unwohnliches Gebäude, lag hart am Kirchhofe; es wurde von diesem nur durch zwei schmale Gärtdchen getrennt, die ein hölzerner Vorbau, welcher von uns „die Halle“ genannt wurde, durch Thüren unter einander verband. In dem größeren dieser Gärtdchen, die beide sich durch einen großen Reichtum der prächtigsten Zentifolien auszeichneten, befand sich ein hölzernes Lusthaus, in welchem wir im Sommer oft die Mittagsmahlzeiten einnahmen.

Gingen wir zur Kirche, so mußten wir die Halle durchschreiten. Dann führte ein gepflasterter Weg zwischen zwei Reihen von Gräbern nach dem Haupteingange der Kirche. Sehr viele, namentlich ältere Gräber waren mit Kreuzen verziert, deren Querbalken durch schräge Leisten mit dem Hauptpfahl des Kreuzes so verbunden werden, daß sie ein geschlossenes Dreieck bildeten. Das Innere desselben enthielt gewöhnlich eine Blechtafel, worauf das Jahr der Geburt u. des Verstorbenen eingegraben war. Um diese Inschriften möglichst gegen die Einwirkung des Wetters zu schützen, war davor eine Thür von Eisenblech angebracht, die sich leicht öffnen ließ. Meine Geschwister und ich unterhielten uns oft damit, diese zahlreichen Kreuzinschriften zu lesen, was uns umso weniger Mühe machte, als die Thüren der meisten locker in ihren Angeln hingen und sich selten fest zudrücken ließen.

Außer diesen schwarz oder doch dunkel angestrichenen morschen Kreuzen gab es auch noch eine große Menge sehr ansehnlicher, aber zum Teil geschmacklos verschnörkelter Leichensteine, die an der Außenseite der Kirche wie an der Kirchhofsmauer aufrecht standen und mit einem breiten blechernen Schutzdache versehen waren. An den ältern Denkmälern dieser Art, um deren Erhaltung sich niemand mehr kümmerte, war die Blechbedachung sehr schadhast geworden und schlug im Winde bald gegen die Grabsteine, bald gegen die Kirchenwand. Ebenso gerieten in unaufhörliche Bewegung die erwähnten Blechthüren

an den alten Kreuzen, die noch dazu in ihren Angeln in allen möglichen Tonarten kreischten und quiekten.

Das gab nun in windigen Nächten, wenn die Laute des Tageslebens verstummt waren, eine unheimliche Musik, die ein schlummerlos daliegendes Kind wohl ängstigen konnte. Schwieg aber zeitweilig der Wind, dann traf der regelmäßige Pendelschlag der Turmuhr mein Ohr und zwang mich, die langsamen, metallischdröhnenden Schwingungen desselben zu zählen. Ab und zu stieß auch ein Klützchen, deren mehrere im Turme nisteten, einen lauten Schrei aus, der mich erschreckte und ganz unter die Bettdecke scheuchte. Mit einem Worte: ich führte gerade in dem zarten Alter, wo Kinder ihr schuldloses Auge eigentlich immer nur seligkeittrunken zum Himmel aufschlagen oder zu süßem, erquickendem Schlummer schließen sollen, ein durchaus nicht beneidenswertes Leben. Die Schrecken jener traurigen Nächte haben sich denn auch meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt.

Unsre Pflegerin, die auch das Schlafzimmer mit uns Geschwistern teilte, war eine sehr treue, zuverlässige, uns und den Eltern in hohem Grade ergebene Person. Unter ihrer Aufsicht waren wir wohl geborgen, und wir hegten daher auch große Anhänglichkeit an sie. Überwältigten mich Angst und Furcht in der Nacht gar zu sehr, so rief ich diese Helferin in der Not, die sich dann auch willig an mein Bett setzte und unverdrossen mit mir wachte. Nur gehörte sie leider nicht zu den starken Geistern, sondern war von der Atmosphäre des Aberglaubens, welche über Land und Leuten schwebte, wie mit einem Dunstmantel umgeben. Um mich zu unterhalten oder durch ihre Erzählungen einzuschlängeln, kramte sie Geschichten aus ihrem und ihrer Eltern Leben aus, die alle ohne Ausnahme einen Anflug des Wunderbaren, Übernatürlichen und Gespenstischen hatten. Ich kam also, wie ich es auch anfangen mochte, aus der Luft des Aberglaubens nicht heraus, und da ich, wie bemerkt, von Natur zu Visionen hinneigte, so vertrieben mir diese Nachtunterhaltungen der gutmütigen Kindermagd, die sich garnichts dabei dachte, sondern sich wohl nur selbst ein Genüge damit that, zwar die Zeit, füllten mir aber den Kopf mit lauter wunderbaren Geschichten, an die ich fest glaubte. Sagenhafte Erzählungen knüpften sich an Orte, welche dem Pastorat ganz nahe lagen; selbst der Kirchhof, am Tage uns der liebste Spielplatz, war nicht frei davon, wir hüteten uns deshalb wohl, ihn nach Dunkelwerden zu betreten. Zwei Orte besonders bezeichnete der Volksmund als solche, wo es nicht geheuer sein sollte, das Bahrhaus, das wir immer vor Augen hatten und wo der Totengräber seine Gerätschaften mit den Totenbahnen aufbewahrte, und ein verwilderter, mit hohen Brenneffeln bewachsener Grabhügel dicht an der Kirchhofsmauer, fern von allen übrigen Gräbern gelegen. In ersterem Hause sollten die Spaten von selbst gegeneinander schlagen, wenn ein Todesfall bevorstehe, dies „Rühren des Grabescheites“ aber, wie man es nannte, dem Totengräber in seinem ziemlich entfernt

gelegenen Häuschen vernehmbar werden. Der uns wohlbekannte Mann hantirte fast täglich auf dem Kirchhofe, indem er die Gräber kürzlich verstorbener sauber mit frischem Rasen bekleidete, auf andre Gräber Rosenstöcke, eine beliebte Grabeszier, pflanzte, oder schon ältere und eingesunkene Grabhügel auf Wunsch der Angehörigen der Verstorbenen wieder aufhohlte. Ungeachtet meiner Schüchternheit, die seit meiner Erkrankung mich jedem Fremden gegenüber befiel, was mich übertrieben zurückhaltend machte, plagte mich doch die Neugier, dem Totengräber mit einer direkten Frage zu Leibe zu gehen. Er sah mich ernsthaft an, nickte sehr bedeutsam mit dem Kopfe und sagte trocken: Das ist so, mein Junge; wenn einer sterben soll, höre ich das Grabscheit klingen. Manchmal sehe ich auch das Totenlicht über dem Kopfe des dem Tode verfallenen. Ein blaues Flämmchen flackert über ihm auf und verlischt ganz allmählich.

Mir standen die Haare zu Berge bei diesen Worten des schlichten Mannes, der garnicht das Aussehen eines Aufschneiders, absichtlichen Lügners oder Schelmes hatte, und seine Person ward mir ehrwürdig. Ob er selbst an das, was er erzählte, glaubte, weiß ich nicht, doch ist es mir sehr wahrscheinlich, denn er gehörte zu den mancherlei Eingebornen des Dorfes, denen oft „etwas vorkam,“ die oft „ein Gesicht“ hatten. Unaufgefordert erzählte mir derselbe Mann, wenn ich ihm bei seinen Arbeiten zusah, noch allerhand Geschichten von Vorbedeutungen, wobei er besonders scharf betonte, daß dies allen Leuten so gehe, deren Beruf es sei, Verstorbene zu berühren und sie in Sarg und Erde zu betten. Von der Leichenwäscherin insbesondre wollte er wissen, daß sie von jedem Sterbenden kurz vor dessen Ableben einen schemenartigen Besuch erhalte, und daß dieser Besuch, ohne zu sprechen, sich wieder entferne, nachdem er ein Stück frische Seife auf die Ofenbank gelegt habe.

Mit fast noch unheimlicheren Blicken als das Bahrhaus betrachtete ich das verurufene Grab an der Kirchhofsmauer. Hier schlummerte nämlich eine Frau der Auferstehung und dem Gericht entgegen, die sich selbst entleibt hatte, und diese Frau war die Witwe eines Predigers gewesen, der von derselben Kanzel herab, auf der jetzt mein Vater stand, das Wort der Erlösung gepredigt hatte! Was die unglückliche Frau bald nach dem Tode ihres Gatten veranlaßt hatte, selbst Hand an sich zu legen, habe ich nie erfahren können. Es lebten im Dorfe noch viele hochbetagte Leute, welche die Frau persönlich gekannt hatten, von diesen war aber in Bezug auf ihr häusliches Leben, ihren Charakter, nichts zu erfahren. Wäre sie aber auch bei Lebzeiten von engelhafter Güte gewesen, das Urtheil der Menge über sie würde nach dem traurigen Ende, das sie genommen hatte, doch hart, lieblos, ja größtentheils verdammend gelautet haben.

Man darf nicht vergessen, daß in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts über Selbstmörder im allgemeinen noch erschreckend streng geurteilt wurde. Ein Mensch, der sich selbst getötet hatte, ward von dem Volke als ein

rettungslos verlorn betrachtet. Man glaubte fest und führte als Belege Beispiele an, daß seine Seele dem Teufel verfallen sei. Kein Mensch berührte ihn, und ein ehrliches Begräbnis ward einem solchen Unglücklichen in meiner Jugend noch entschieden vom Volke verweigert. Die seelenlose Hülle gehörte dem Abdecker, der sie dann auch auf seinen Karren lud, weit ins Feld hinaus fuhr und dort auf entlegenem Ager begrub; „verscharrte,“ sagte kalt die herzlose Menge. Zweimal habe ich aus der Entfernung solchen Bestattungen unglücklicher Selbstmörder in sehr jungen Jahren beigewohnt.

Wie kam denn aber dann die Predigersfrau, die ja doch auch eine Selbstmörderin war, in das nesselbewachsene Grab an der Kirchhofsmauer? Darauf kam ich nur mit einer Erzählung antworten, die von Mund zu Munde lief und die ich von verschiedenen Personen in gleicher Weise mehrmals gehört habe. Die alte Pfarrfrau — so bezeichnete man gewöhnlich die Unglückliche — hatte sich auf dem Boden eines ansehnlichen Hauses im Dorfe, das einem Leinwandfabrikanten gehörte, erhenkt. Der Ort wurde später durch einen Verschlag von dem übrigen Bodenraume abgetrennt, denn die Bewohner des Hauses waren in ihrem unausrottbaren Aberglauben der Meinung, die Tote treibe dort ihr Wesen. Wahrscheinlich aus einer gewissen Scheu vor der Entseelten, die bei Lebzeiten ihres Gatten allsonntäglich im Angesichte der ganzen Gemeinde im Pfarrstuhle gefessen hatte, gewährte man ihr abseits von allen übrigen Gräbern guter Christen eine Ruhestätte an der Kirchhofsmauer. Vermutlich hatten ihr diesen letzten Dienst mildherzige Leute erwiesen. Nun kam aber das Unglück nach. Die arme Seele hatte keine Ruhe in dem halbhehrlichen Grabe, das ihr ja nicht geziemte; sie stieg des Nachts aus der Erde und ging ruhelos um bis zum ersten Hahnenschrei. Bewohner des Pfarrhauses und des nächsten Bauernhofes, dessen Feldweg den Kirchhof fast berührte, sahen die „alte Pfarrfrau“ auf dem Grabe sitzen; andre begegneten ihr im Dorfe, wie sie schattenhaft an den Zäunen forthuschte und in dem Hause verschwand, wo sie sich den Tod gegeben hatte. Und dort begann um die Mitternachtsstunde ein Rumoren, daß die Bewohner desselben nicht wußten, was sie anfangen sollten. Es unterlag gar keinem Zweifel, die unselige Selbstmörderin ging um, oder, wie der Volksausdruck hieß, sie „scheechte“ [scheuchte]!

Was war da zu thun? Die Frage war mißlich und schwer zu beantworten. Zunächst konnte man sich ja Rats erholen beim „klugen Manne.“ Ein solcher, der in hohem Ansehen beim Volke stand, wohnte nicht weit jenseits der böhmischen Grenze in Niedergrund. Der Mann war ein Ausbund von Weisheit, war in geheimer Wissenschaft erfahren und verstand in manchen Fällen sogar den Schleier der Zukunft zu lüften. Sein Ausspruch — das stand fest — sollte entscheidend sein, vorausgesetzt, daß er in so heikler Angelegenheit sich überhaupt entschloß, seinen Mund zu öffnen.

Der Geist der Unseligen muß gebannt werden, lautete der Spruch des

klugen Mannes, und das kann nur von dem Scharfrichter geschehen, denn dem ist die Seele jedes Selbstmörders verfallen.

Das leuchtete den geängsteten Hausbewohnern ein und belebte sie mit neuem Mute, mit neuer Hoffnung. Der schwere Gang zum Scharfrichter wurde angetreten und seine Hilfe in Anspruch genommen. Und siehe da, der gefürchtete Mann sagte zu!

Die Mitwelt wird, was nun geschah und was glaubwürdige Augenzeugen mir wiederholt erzählt haben, kaum für möglich halten. Der Scharfrichter erschien zu einer von ihm festgesetzten Stunde in dem von dem irrenden Geiste so arg beunruhigten Hause mit einem großen Sacke über dem Arme, stieg auf den Boden hinauf, wo die Frau sich erhenkt hatte, verrammelte hinter sich die Thür, damit ihn niemand in seiner schweren Arbeit stören könne, und gebot den Hausbewohnern tiefes Stillschweigen.

Ängstlich zusammengedrückt saßen diese in der Wohnstube auf der Ofenbank und wagten kaum zu atmen, viel weniger zu sprechen. Auf dem Boden aber wurde es bald laut; man vernahm Achzen und Stöhnen und ein polterndes Rollen, als ob zwei erbitterte Menschen auf Tod und Leben miteinander kämpften. Das währte ziemlich lange, endlich trat wieder Ruhe ein. Darauf zeigte sich auch der Scharfrichter mit seinem Sacke, der ihm jetzt wie ein gefüllter Schlauch über die Schulter hing. Der Mann war bergestalt in Schweiß gebadet, daß es von ihm troff, aber der ruhelosen Seele war er nach hartem Ringen glücklich Herr geworden — so versicherte er den Hausbewohnern.

Um nun dem Geiste einen Platz anzuweisen, wo er ohne Schaden für andre sein spukhaftes Wesen treiben könnte, verbannte ihn der Scharfrichter in die sumpfige Niederung des Schülerbusches, von wo er denn auch nicht wiedergekehrt ist. Dort befand sich die arme Seele auch jedenfalls heimischer, denn im Schülerbusche gab es der Geister und Gespenster mehrere. Das bekannteste und wunderlichste unter ihnen war Doktor Horn, der nur an sehr heißen Tagen, und zwar in der Mittagsstunde, sich zuweilen sehen ließ. Die Mutter meines bäuerlichen Freundes Ehrenfried gehörte mit noch einigen Bauerfrauen gleichen Alters zu den Wenigen, welche diesem seltsamsten aller Geister ein paarmal im Schülerbusche begegnet waren, wie sie mir hoch und teuer versicherte. Doktor Horn hatte die Eigentümlichkeit, die allerdings nur Geister besitzen können, auf einem Beine, dessen Fuß in einem gelben Pantoffel stat, hurtig und sicher durch die Büsche zu streichen.

Fürs Leben gern wäre ich dem Manne im gelben Pantoffel auch einmal begegnet, doch wollte es mir nicht glücken, obwohl ich sehr oft in Ehrenfrieds Begleitung — ganz allein war's mir doch nicht recht geheuer — die sonnigsten Stellen des Schülerbusches aufsuchte und mich von den vielen Blindschleichen und Nattern, die mir über die Füße schlüpften, nicht erschrecken ließ. Es war recht verdrießlich, daß Doktor Horn sich hartnäckig verborgen hielt, da er mir,

der ich doch einige Anlage, Ungewöhnliches zu sehen, besaß, diesen Gefallen doch recht gut einmal hätte thun können.

Gegen alle solche Mitteilungen, die noch dazu von Mund zu Mund liefen und überall Gläubige fanden, konnte sich das Gemüt des nervösen Knaben unmöglich verschließen. Ich hörte mit durstigem Ohr auf das Erzählte und ward nicht müde, durch Fragen immer neue Wunderquellen zu erschließen. Der Umgang mit gutmütigen, aber ungebildeten Diensthoten, der uns Kindern nicht verboten werden konnte, leistete dem Glauben an das Wunderbare, leider mehr noch an das Gespenstische reichen Vorschub. Sowohl unsre eignen Diensthoten, mit denen wir Geschwister des Abends immer beisammen waren, da außer dem Studirzimmer des Vaters nur die gemeinsame Wohnstube als möglicher Aufenthalt für alle andern Hausgenossen übrig blieb, als die Untergebenen des patriarchalischen Bauern vertrieben sich durch Erzählungen von Spuk- und Hexengeschichten die Zeit. Es fehlte dabei nie an Vorgängen, die sich erst kürzlich zugetragen hatten, und ich habe nie bemerkt, daß irgend jemand die kritische Sonde an derartige Vorkommnisse legte.

Wie es unaussprechlich öde Gegenden giebt, so hat es der Natur auch gefallen, einzelne Landstriche mit dem Schleier des Wunderbaren, des Ahnungsvollen, ja selbst des Unheimlichen zu bekleiden. Mein Geburtsland ist sehr reich an landschaftlichen Reizen. Die prachtvolle, reich gegliederte Gebirgskette, welche die Oberlausitz von den Ausläufern des Riesengebirges bis zu den Vorhöhen der sächsischen Schweiz im Westen umspannt, kann mit den schönsten Berglandschaften Deutschlands wetteifern. Sanft gebettet in das fruchtbare, korn- und obstreiche Doppelthal der Mandau und Neiße liegt Bittau mit den zunächst angrenzenden großen und weitläufig gebauten Dörfern. So voll malerischer Herrlichkeiten aber auch die ganze Umgebung Bittaus ist, so viele Terrainabschnitte finden sich doch darin vor, die auf den Beschauer den Eindruck des Schauerlichen machen. Beschreiben läßt sich dergleichen nicht, man kann es eben nur fühlen. Solcher Erdfalten, Thalmulden und umbuschter Höhen gab es in unmittelbarer Nähe und in geringer Entfernung verschiedene, und gerade diese Örtlichkeiten waren im Munde des Volkes von nichtirdischen Wesen bevölkert oder wurden zeitweise von gespenstischen Erscheinungen heimgesucht. Der allernächste Punkt, wo es fogar am lichten Tage umging, war der erwähnte Schüllerbusch, den wir schon in zehn Minuten erreichen konnten. Auf uns Kinder übte diese waldige Höhe trotz der Geister, die sie bewohnen sollten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und wir besuchten ihn deshalb in jeder Stunde, über die wir frei verfügen konnten.

Diesem gegenüber, nur getrennt durch die rauschende Mandau, erhebt sich der finster bewaldete Scheibeberg, so benannt nach dem Ort Scheibe, welcher sich den Fluß entlang zieht und mit zu Herwigsdorf gehört. An den schrägen Abhängen dieses Berges, die größtenteils aus Acker- und Wiesenland bestanden,

gewahrte man des Nachts, sowohl im Sommer wie im Winter, häufig hell-auflohende Flammen, die nach einiger Zeit wieder erloschen. Ohne Zweifel waren es leuchtende Gase, die aus dem kohlen- und salpeterhaltigen Erdbinnern aufstiegen; denn unerschöpfliche Flöze einer sehr harzigen Braunkohle liegen meilenweit rund um Zittau im Schoß der Erde verborgen und wurden erst zwanzig oder dreißig Jahre später bergmännisch ausgebeutet. Das Volk behauptete und glaubte fest daran, es liege, wo solche Flammen sich zeigten, ein Schatz verborgen. Vorübergehende, die sich entschließen könnten, solchem geräuschlos flackernden Feuer sich dreist zu nähern und einen Gegenstand von einigem Wert, etwa ein Taschenmesser, einen silbernen Fingerring u. hineinzuwerfen und die Stelle durch ein Merkzeichen kenntlich zu machen, sollten Tags darauf alte Gold- oder Silberstücke daselbst finden. Man pflegte deshalb beim Erblicken solcher Flammen zu sagen, es „brenne Geld.“

Die leuchtende Flamme sah ich auch mehr denn einmal über der schwarzen Ackersehle in die Luft züngeln, sie verlosch aber, ehe ich sie erreichte, und daß diejenigen, denen es wirklich geglückt sein wollte, ein Messer hineinzuworfen, womit einzelne wohl prahlten, späterhin Geld oder Geldeswert an der bezeichneten Stelle gefunden hätten, habe ich niemals gehört.

Der Fuß des Scheibeberges lief auf der Südseite in ein Thal aus, das umbuschte Hügel bis an die vorüberströmende Mandau begrenzte. Der Fluß machte an dem höchsten dieser Hügel, dem Drehberge, eine Wendung gegen den Schülerbusch und bildete dort eine kleine Bucht, in der sich das Wasser stautete. Die Stelle galt ihrer seltenen Tiefe wegen für gefährlich, ward aber auch noch aus einem andern Grunde gemieden. Dem Volksglauben zufolge wohnte nämlich unter den geräuschlos dahinziehenden Wellen der Wassermann. Wenn es rundum ganz still war und der Nix nicht besorgen durfte, von neugierigen Menschenaugen beobachtet zu werden, verließ er sein kristallenes Haus, setzte sich auf das blumige Ufer, wo die Sonne recht heiß schien, und vertrieb sich die Zeit durch lautes Zählen der Flicken auf seinen Kleidern, wobei er klatschend an seine Schenkel schlug. Zu den wenigen Glücklichen, welche den Wassermann am hellen Mittage beim Drehberge gesehen hatten, gehörte die Mutter meines Freundes und dieselbe Dienstmagd, der ich beim Sauerampferpflücken für unsre polnische Einquartierung als kleiner Junge so tapfer geholfen hatte. Die Magd war wagehalsig genug gewesen, sich lustig auf die Hüfte zu schlagen und auszurufen: „Da auch ein Flicken!“ worauf der Nix sich kopfüber ins Wasser gestürzt hatte.

Über all dieser Orten lag, ich kann es nicht bestreiten, ein unbeschreibbares Etwas, das zu der Annahme berechtigte, just hier könne und müsse ein Tummelplatz für Geister sein, wenn es derer überhaupt gebe. Unzählige male habe ich, bald in Begleitung, bald allein, bei Tage wie in finsterner Nacht, diese Orte betreten, nicht aus Übermut, sondern um Aufträge des Vaters zu besorgen;

ohne lautes Herzklopfen und scheues Umblicken aber ging es dabei doch nicht ab.

Wie es möglich war, diesen Aberglauben ruhig fortwuchern zu lassen, ist mir noch heute nicht recht verständlich. Diejenigen, deren Aufgabe es gewesen wäre, hier belehrend und aufklärend einzuschreiten, konnten sich mit Unwissenheit nicht entschuldigen. Jedermann wußte sehr wohl darum, denn es ward gar zu oft und bei dem geringsten Anlaß davon gesprochen. Aber es fiel keinem Menschen ein, den Leuten das Schädliche ihres Aberglaubens vorzuhalten und sie schonend, aber einsichtsvoll auf das Unhaltbare desselben aufmerksam zu machen. Verstreute Äußerungen, die mir gesprächsweise zu Ohren kamen, wenn benachbarte Prediger uns besuchten und dann aus langen holländischen Thonpfeifen Tabak rauchend mit dem Vater in unserm großen Wohnzimmer auf- und abgingen und sich lebhaft unterhielten, ließen schon damals die Ahnung in mir aufsteigen, daß man schwieg, um das Volk nicht zu sehr aufzuklären! Gewiß ist, daß die Mehrzahl aller Prediger, die in meinem Elternhause ein- und ausgingen, sich entschieden zur Wehr setzte, wenn hie und da in pädagogischen Zeitschriften oder in Büchern die Notwendigkeit betont wurde, daß man mehr Bildung unter das Volk bringen müsse, und daß diese hochwichtige Aufgabe in erster Linie den Schulen zufalle.

Mein Vater selbst schien im Prinzip nichts dagegen zu haben, nur erklärte er sich gegen jede Überstürzung und war nebenbei auch der Meinung, daß man seine Leute ansehen müsse und nicht alle über einen Kamm scheeren dürfe. Ganz anders faßte ein Onkel von mir und der damalige Beichtvater der Eltern diese Angelegenheit auf. Beide erklärten mit Eifer und aus gleichen Gründen, es sei viel besser, das Volk glaube an Teufel, Gespenster und allerhand Unsinn, als daß es überhaupt im Glauben wankend werde. Fange man erst an, aufzuklären, den Leuten ein Licht aufzustecken, so werde man nur traurige Erfahrungen machen. Der gemeine Mann verstehe selten richtig zu unterscheiden und Maß zu halten; ungeübt im Denken, überhebe er sich gern, wenn er meine, es sei ihm ein neues Licht aufgegangen. Der Dünkel lasse ihm dann keine Ruhe mehr, er reiße ungestüm alle Grenzen nieder, trete auch das Heiligste unter die Füße und verfalle rettungslos dem Unglauben. Letzterer sei aber doch jedenfalls zehnmal verwerflicher als der krasseste Aberglaube. Darum möge man die Leute ruhig bei ihrem Aberglauben lassen, dieser erhalte sie in der allen so wohlthätigen Gottesfurcht, mache sie unterwürfig und entfremde sie nicht der Kirche, die, wie man ja leider alle Tage zu bemerken Gelegenheit habe, von denen, welche sich aufgeklärt dünkten, immer mehr gemieden würde. Inwieweit mein Vater diesen Ansichten sich etwa nähern mochte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Es lag in seiner Natur, mit seiner Meinung gern zurückzuhalten, teils weil er niemand durch absprechendes Wesen verletzen wollte, teils auch, weil er besorgte, die Wirkung einer selbst wohl-

thätigen und daher berechtigten Neuerung im voraus nicht berechnen zu können. Eine dem Unglauben verfallende Gemeinde würde ihn entsetzt und ihm das ganze Seelsorgeramt verleidet haben. Aus diesem Grunde beschränkte er sich auf wohlmeinende Zurechtweisungen, warnte vor thörichter Leichtgläubigkeit und bedeutete die Leute, man dürfe nicht alles für wahr halten, was durch sinnliche Eindrücke auf uns wirke.

So blieb denn alles so ziemlich beim Alten; sollte ein Umschwung zum Bessern in den Anschauungen des Volkes eintreten, so mußte dieser der allmählich sich bahnbrechenden bessern Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer Wirkungen überlassen bleiben.

Fragt man, wie ich mich diesen tief in der Volksseele wurzelnden abergläubischen Ansichten gegenüber verhielt, so muß ich bekennen, daß ich geraume Zeit wie ein Rohr hin- und herschwankte. Zu dreister Bestreitung der von vielen achtbaren Personen behaupteten Thatfachen, die mancher ohne Bedenken vor Gericht würde beschworen haben, fehlte es mir an Gegenbeweisen, auch besaß ich dazu noch zu wenig Reife des Urteils. Zum unerschütterlichen Glauben an das Gehörte brachte ich es aber auch nicht, weil es mir trotz aller Mühe nicht gelingen wollte, etwas durchaus Rätselhaftes zu sehen. Weder der berühmte Doktor Horn mit seinem gelben Pantoffel noch der Flicken zählende Wassermann kam mir zu Gesicht; ebenso erblickte ich den feurigen Drachen nie, obwohl er sich mehrmals über dem Schornsteine eines ganz nahe gelegenen Bauerngutes zeigte, dessen Besitzerin von ihren vortrefflichen Kühen die schönste Butter erzielte, was eben der Drache bewerkstelligen sollte. Selbst unser Arbeiter hatte das feurige Gespenst gesehen und teilte dies in voller Gläubigkeit meinem Vater mit, der ihm darauf zur Antwort gab, es habe ihm wohl feurig vor den Augen geschwirrt, weil er zu lange in der Steinschenke geseffen habe.

Dennoch ahnte mir dunkel, daß dem Leben selbst etwas fehlen würde, wenn man dasselbe alles abergläubischen Beiwerks entkleide, und so gab ich mich mit Genuß den Erzählungen von diesen Dingen hin, die meine Phantasie beschäftigten und mir wie ein angenehm glitzernder Schmuck an dem Alltagskleide des Lebens erschienen. Ich fühlte das Poetische darin heraus, ergözte mich daran und legte es mir auf meine Weise zurecht, woraus sich dann nach und nach phantastisch gestaltete Märchen bildeten, die ich mir selbst vorerzählte und an die ich sogar halb und halb glaubte, als hätte ich sie selbst erlebt.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Der nächste Krieg. Die Zeit der Kabinettskriege ist vorbei; der siebenjährige und der baierische Erbfolgekrieg waren die letzten Kämpfe, in denen berufsmäßige